

EMPOWERMENT DURCH NICHTWISSEN | Haltungsbildung in der Sozialen Arbeit

Heiko Kleve

dem Risiko eines kompletten „Umstiegs“ auf die ausschließlich therapeutische Berufsrolle sollte daher allenfalls als Zwischenschritt betrachtet werden. Das Ziel sollte in beiden Ländern die Aufnahme einer sozialinterventiven Psychotherapie in den Katalog der anerkannten Methoden bleiben – an der Lösung der noch bestehenden Probleme sollte zügig weitergearbeitet werden.

Professor Dr. Heinz Wilfing, Sozialarbeiter, Psychologe und Psychotherapeut, war Leiter des Departments Soziales an der Fachhochschule FH Campus Wien. E-Mail: dr.heinz.wilfing@chello.at

Literatur

- Deloie**, Dario: Soziale Psychotherapie als Klinische Sozialarbeit. Gießen 2011
- Deloie**, Dario: Konzeption für eine Soziale Psychotherapie – Klinisch sozialarbeiterische Perspektiven. In: Klinische Sozialarbeit Heft 4/2012, S. 4-5
- Freud**, Sigmund: Die Frage der Laienanalyse. Gesammelte Werke, Band 14. London 1926
- Galuske**, Michael u.a.: Methoden der Sozialen Arbeit. Weinheim und München 2013
- Hoffmann**, Nicolas (Hrsg.): Therapeutische Methoden in der Sozialarbeit. Salzburg 1977
- Lohner**, Johannes: Die Klinische Sozialarbeit geht ihren Weg. In: neue praxis 1/2013, S. 65-69
- Milowitz**, Walter; Judy, Michaela (eds.): STEP Systemic Social Work Throughout Europe. Insights. Lifelong Learning Programme, European Commission. Wien 2014, p. 70. In: <http://www.asys.ac.at/step/zpapers/STEP%20manual%20mc2.pdf> (Abruf am 15.4.2014)
- Northoff**, Robert: Methodisches Arbeiten und therapeutisches Intervenieren – eine Einführung in die Bewältigung sozialer Aufgabenstellungen. Weinheim und Basel 2012
- Reichel**, René: Beratung, Psychotherapie, Supervision. Wien 2005
- Ruttert**, Tobias: Klinische Sozialarbeit: Quo vadis? In: neue praxis 4/2012, S. 335-345
- Ruttert**, Tobias: Less is more – Plädoyer für eine „gemäßigte“ Klinische Sozialarbeit. In: neue praxis 1/2013, S. 70-72
- Strotzka**, Hans (Hrsg.): Psychotherapie: Grundlagen, Verfahren, Indikationen. München und Wien 1978, S. 4
- Wilfing**, Heinz: Über familientherapeutische Orientierung vom Standpunkt des Sozialarbeiters. In: Richter, Horst-Eberhard; Strotzka, Hans; Willi, Jürg (Hrsg.): Familie und seelische Krankheit. Reinbek 1976

Zusammenfassung | In dem Beitrag wird das für die Soziale Arbeit als zentral angesehene Phänomen des Nichtwissens thematisiert und als Voraussetzung für eine Haltung beschrieben, die Empowermentprozesse begünstigt. Auf der Basis einer systemtheoretischen Begründung werden beispielhafte Methoden der Gesprächsführung skizziert, deren Erfolg vom gekonnten Einsatz des Nichtwissens abhängt. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sollen ermutigt werden, das Nichtwissen in ihrer Praxis anzunehmen und hieraus eine professionelle Haltung zu entwickeln.

Abstract | This article addresses the phenomenon of “not knowing”, which is regarded as fundamental to social work, and describes it as a precondition for an attitude favouring processes of empowerment. Based on a systems-theoretical argumentation, the author outlines exemplary methods of conversation whose success depends on a skilful application of “not knowing”. Social workers are meant to be encouraged to accept “not knowing” in their practice and to turn it into a professional attitude.

Schlüsselwörter ► Empowerment
► Soziale Arbeit ► Wissen ► Systemtheorie
► Gesprächsführung ► Haltung

„Vielleicht“ – eine kleine Geschichte zum Einstieg | „In einem schrecklich armen Dorf in China lebte, als der himmlische Kaiser noch regierte, ein Bauer. Die Leute im Dorf hielten den Bauern für reich, denn er besaß ein Pferd. Mit diesem Pferd pflügte er sein Feld und transportierte er schwere Lasten. Eines Tages jedoch lief sein Pferd auf und davon. Alle Nachbarn des Bauern kamen zusammen, gestikulierten, jammerten und klagten: ‚Wie groß ist Dein Verlust.‘ Doch der Bauer meinte nur: ‚Vielleicht.‘ Wenige Tage darauf kam das Pferd zurück, in seinem Gefolge trabten zwei Wildpferde. Wieder liefen alle Nachbarn zusammen, sie freuten sich und priesen den Bauern glücklich, aber der Bauer sagte nur: ‚Vielleicht.‘“

Am Tag darauf versuchte des Bauern Sohn eins der Wildpferde zuzureiten. Doch das Pferd warf ihn im hohen Bogen ab und er brach sich ein Bein. Wieder liefen alle Nachbarn zusammen, jammerten, wehklagten und bedauerten sein Missgeschick, aber der Bauer sagte wiederum: „Vielleicht.“

Eine Woche später kamen die Offiziere des himmlischen Kaisers ins Dorf, um die jungen Männer für den Krieg gegen die Feinde im Norden auszuheben. Des Bauern Sohn nahmen sie nicht mit, weil sein Bein gebrochen war. Alle Nachbarn sagten dem Bauern, welches Glück er gehabt habe, doch der antwortete nur: „Vielleicht“ (Bardmann u.a. 1992, S. 97).

Nichtwissen als professionelle Haltung |

Das vorherrschende Modell einer professionellen Beziehung ist immer noch jenes zwischen Arzt und Patient – dieser verfügt als Experte über Wissen und Können, jener ist der Laie und folgt den Anweisungen des anderen. Diesem Professionsmodell liegt ein Verständnis von der Natur des Menschen zugrunde, das als mechanistisch oder als trivial bezeichnet werden kann. Demnach lassen sich Menschen wie mechanische Maschinen zielgerichtet beeinflussen und steuern. Es kommt nur auf eine genaue Analyse der Probleme, Schwierigkeiten oder Krankheiten durch die Experten an, damit diese einen Plan für deren Lösung, Beseitigung beziehungsweise Heilung entwickeln können.

Dass dieses mechanistische Verständnis selbst für die professionelle Beziehung zwischen Arzt und Patient nicht passend ist, sehen wir spätestens, wenn wir verschriebene Medikamente genauer betrachten und die Packungsbeilage lesen. Dann können wir sehen, dass Ärzte und Ärztinnen nicht genau wissen, welche Wirkungen Medikamente in unserem Körper entfalten. Denn wir können mit Risiken und Nebenwirkungen rechnen. Diese sind Symptome von nicht mechanistischen, nicht trivialen, komplexen beziehungsweise komplizierten Prozessen. Angesichts solcher Prozesse müssen wir uns zwar für eine bestimmte Handlung entscheiden (etwa für oder gegen die Einnahme eines Medikaments) und letztlich die Verantwortung für diese Entscheidung tragen, ohne aber wissen zu können, welche Folgen und Effekte diese Handlung zeitigen wird. Denn diese können wir nur begrenzt oder überhaupt nicht vorhersehen, sie sind nicht eindeutig berechenbar.

Hier werden wir mit dem Phänomen des Nichtwissens konfrontiert. Nichtwissen stellt sich dann ein, wenn wir uns im Kontext des menschlichen Lebens, Denkens und Kommunizierens mit Zukunft konfrontieren, wenn wir jetzt etwas tun, denken oder sagen, was zu einem späteren Zeitpunkt geplante Folgen haben soll. Diese Folgen bleiben unsicher und können eintreten, müssen es aber nicht. Häufig kommt es eben anders, als es erwartet oder geplant war.

Bis hierher erscheint die Darstellung des Problems des Nichtwissens mit einer Defizitbewertung einherzugehen. Meine Erläuterungen mögen wie Beschreibungen eines Mangelzustandes erscheinen. Allerdings vertrete ich die gegenteilige These: Nichtwissen ist nicht nur eine erfahrbare Realität, die es zu akzeptieren gilt, es kann sogar als entscheidende Ressource (um-)gedeutet werden – zumal für die Soziale-Arbeit (dazu bereits ausführlich Kleve 2011a). Wir können unsere Klientinnen und Klienten, Adressatinnen und Adressaten, Nutzerinnen und Nutzer oder Kundinnen und Kunden nur dann nachhaltig stärken, wenn wir akzeptieren, dass wir eben nicht wissen, was das Beste für diese Menschen ist. Ausgehend von diesem Nichtwissen lassen sich Verfahren, Methoden und Techniken nutzen, die es ermöglichen, dass die Menschen, mit denen wir arbeiten, selbst herausfinden können, was sie wollen, was sie wie mit wem wann und wo tun können, um ihren Zielen und Visionen näher zu kommen. Daher sind Akzeptanz, Achtung und Anerkennung dieses Nichtwissens die entscheidende Haltung, wenn es um die Initiierung von Empowermentprozessen in der Sozialen Arbeit geht.

Mit Empowerment ist die Ermächtigung der Nutzerinnen und Nutzer Sozialer Arbeit zum eigenständigen Denken und Handeln, zur Selbstverantwortung und Selbstaktivität gemeint, um das eigene Leben in die eigenen Hände zu nehmen, gesellschaftlich das zu erreichen, was erreichbar ist, um glücklicher und zufriedener zu werden, das Leben gelingender als bisher zu führen (ausführlich zu Empowerment etwa Stark 1996).

Im Folgenden sollen die Hintergründe für die skizzierte sozialarbeiterische Haltung des Nichtwissens veranschaulicht sowie beispielhaft drei bekannte Methoden der Beratung und Therapie skizziert werden (die klassische Psychoanalyse, die klientenzent-

rierte und die lösungsorientierte Gesprächsführung), die Zugänge und Praktiken dieser Haltung veranschaulichen. Das Ziel des Beitrags ist erstens, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter zu ermutigen, sich auf die Unvorhersehbarkeit ihrer Arbeit vollständig einzulassen und, zweitens, zu verdeutlichen, dass genau dadurch das entstehen kann, was die Fachkräfte der Sozialen Arbeit letztlich erreichen wollen: Dass nämlich ihre Adressatinnen und Adressaten sich auf sich selbst besinnen und im Denken und Handeln aktiv werden.

Nicht triviale Systeme – ein theoretischer Ausgangspunkt | Vom Nichtwissen können wir mindestens in zwei Hinsichten ausgehen. Zum einen als ein Phänomen, mit dem wir immer dann konfrontiert werden, wenn wir es mit sogenannten nicht trivialen, mit komplexen Systemen zu tun haben, und zum anderen, wenn wir das Leben in unserer Gesellschaft reflektieren. Beide Perspektiven sollen etwas näher betrachtet werden.

Heinz von Foerster (1999) unterscheidet nicht triviale von trivialen Systemen. Triviale Systeme sind solche, die wir hinsichtlich ihrer Wirkungsweise analysieren können, in die wir – zumindest dann, wenn wir entsprechende Expertinnen oder Experten sind – hineinschauen können. Es sind transparente, durchsichtige Systeme. Solche Systeme funktionieren nach eindeutig definierbaren und von außen zielgerichtet beeinflussbaren Prinzipien. Demnach können wir die Reaktion solcher Systeme vorhersehen, vorausberechnen – in der Sprache der Kybernetik, der Theorie von Steuerungsprozessen formuliert: In Abhängigkeit von einer Eingabe, einem Input wird ein damit in Zusammenhang stehender Output, eine determinierte, eindeutig festgelegte Ausgabe produziert. Wir können unschwer feststellen, dass Maschinen triviale Systeme sind. Aber auch solche Naturgesetze wie die Gravitation, die Anziehungs- kraft von Planeten, die genau berechnet und entsprechend vorausgesagt werden kann, können als triviale Prozesse bewertet werden.

Allzu oft werden menschliche Systeme, etwa biologische Abläufe im Körper, Denkprozesse der Psyche oder Kommunikationsprozesse in sozialen Systemen als triviale Systeme missverstanden. Dieses Missverständnis offenbart sich dadurch, dass wir versuchen, solche Systeme genauso zu steuern wie Maschinen.

Aber nicht triviale Prozesse laufen oft anders ab als erwartet, sie erzeugen Effekte, die wir mit unseren Handlungen nicht bewirken wollten, mithin Reaktionen, die sich unter Umständen als störend oder unbrauchbar erweisen. Umgekehrt können wir aber auch erleben, wie wir, ohne irgendetwas Bestimmtes im Sinn gehabt zu haben, etwas sehr Erfreuliches erreichen, etwas, womit wir in dieser positiven Weise überhaupt nicht gerechnet haben.

Nicht triviale Systeme sind Systeme, die im Kontext unseres Nichtwissens ablaufen, die wir nur begrenzt oder überhaupt nicht einsehen können, die uns wie undurchsichtig erscheinen, wie eine „Black Box“. Mit den Worten der Kybernetik gesprochen: Wenn wir diese Systeme mit einem Input konfrontieren, dann wird dieser systemintern in einer Weise verarbeitet, die wir von außen nur begrenzt oder überhaupt nicht einsehen können. Und diese interne Verarbeitung erzeugt einen Output, der mit dem Input nichts mehr zu tun haben muss, der vollständig durch interne Verarbeitungsprozesse determiniert ist. Zudem verändern sich nicht triviale Systeme permanent. Daher kann bei jeder erneuten Eingabe eines für uns identischen Inputs das System jedes Mal anders reagieren. Denn das System hat sich in der Zwischenzeit verändert, sich selbst modifiziert, Neues gelernt und seine interne Verarbeitung darauf abgestimmt.

Ein nicht triviales System ist zugleich ein komplexes System. Mit Komplexität ist die Vielzahl der Einflussgrößen gemeint, die dieses System strukturiert. Diese Einflussgrößen sind wechselseitig miteinander vernetzt, voneinander abhängig und in einem permanenten Wandel. Sie lassen sich nicht vollständig überblicken, sondern können nur in reduzierter, selektiver Weise punktuell beobachtet werden.

Bezüglich unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit können wir davon ausgehen, dass die sozialen Systeme, mit denen wir täglich zu tun haben, ebenfalls nicht trivial sind: Familien, Organisationen und gesellschaftliche Funktionssysteme wie Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Recht, Massenmedien, Medizin, Bildung etc. Daher gilt auch hier, dass wir die Entwicklung dieser Systeme nicht zielgerichtet vorherbestimmen können, dass sie wie „Black Boxes“ nicht gänzlich einsehbar sind und unvorhersehbar reagieren. Auch bezüglich der Gesellschaft leben wir demnach im Kontext von Nichtwissen.

Das philosophische Ideal, das etwa der Klassiker Hegel proklamierte, dass sich nämlich der gesellschaftliche Geist dialektisch höher und weiter entwickelt, bis letztlich eine allumfassende Erkenntnis, eine absolute Vernunft des „Weltgeistes“ erreicht ist, hat sich inzwischen als Illusion entlarvt (etwa Lyotard 1979). Zwar sammeln wir immer mehr Wissen an, aber damit nimmt zugleich unser Nichtwissen zu. Jede beantwortete Frage produziert eine Mehrzahl neuer Fragen. Dieses ambivalente Verhältnis bezeichnet Richard Münch (1991, S. 29 ff.) als „Paradoxie des Rationalismus“, als Widerspruch der Vernunft: Jede Erkenntnis hat mehrere ungelöste Probleme im Schlepptau.

So erleben wir in unserer Gesellschaft alle zentralen und wichtigen Fragen als komplexe Themen, die uns das Aushalten des Nichtwissens abverlangen. Wir wissen nicht genau, wie sich unser natürliches Klima entwickeln wird, wie sich unser Wirtschaftssystem gestaltet oder welche weiteren Probleme unsere moderne Zivilisation noch produzieren wird. Die Politikerinnen und Politiker sind hier in einer ähnlichen Situation wie Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter: Sie müssen so tun, als ob sie etwas können, was sie angesichts der nicht trivialen, komplexen Verhältnisse nicht können: zielerichtet zu steuern und zu intervenieren (dazu Kleve 2007, S. 86 f.).

Ob nicht triviale Systeme, die in der Systemtheorie auch autopoietische Systeme genannt werden (Luhmann 1984), Steuerungsansinnen oder Interventionen aus ihrer Umwelt aufnehmen und sich dadurch verändern lassen, wird letztlich durch ihre eigenen Strukturen bestimmt. Daher ist systemische Veränderung immer Selbstveränderung (grundsätzlich und ausführlich dazu Willke 1994, 1995). Diese Selbstveränderung kann zwar von außen, etwa von interve-

nierenden Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter angeregt oder initiiert werden, wie die Veränderung dann jedoch am Ende aussieht, welche Effekte sich tatsächlich einstellen, hängt von den Strukturen der Systeme ab, die sich verändern (sollen). Dies gilt für alle Systeme, die uns Menschen prägen: für unsere Körper, unsere Psychen und unsere sozialen Systeme (etwa für Familien, Teams, Organisationen, Funktionsysteme wie Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Recht etc., mithin für die gesamte Gesellschaft).

Auch wenn dies in der Vergangenheit und Gegenwart von professionellen Praxen nicht oder nur selten so eindeutig wie in der Systemtheorie gesehen wurde, können wir bereits bei bekannten Methoden der psychosozialen Beratung eine Anerkennung dieser Situation erkennen. Genau dies soll im Folgenden beispielhaft deutlich werden.

Exemplarische Praktiken des Nichtwissens |

Alice Solomon (1926, S. 304) formulierte es bereits deutlich: „Niemand kann einen anderen dadurch stark machen, daß er für diesen andern arbeitet. Niemand kann ihn dadurch zum Denken veranlassen, daß er für den andern denkt.“ Was Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter demnach können müssen, ist, dass sie ihre Adressatinnen und Adressaten zum eigenen Denken, Fühlen und Handeln anregen – woraus bestenfalls Lösungen aktueller Probleme resultieren. Für diese Anregung benötigen sie Verfahren, Methoden und Techniken und freilich die passende Haltung, die hier als Haltung des (inhaltlichen) Nichtwissens bezeichnet wird.

Professionelle Fachkräfte wissen demzufolge nicht, was das Beste für ihre Adressatinnen und Adressaten ist, was diese brauchen oder tun müssen, um ihr Leben

Über 30 Jahre dokumentierte Fachdiskussion Über 30 Jahre Sozialwissenschaftliche Literaturdokumentation

- Onlinezugang in über 200 Hoch- und Fachhochschulbibliotheken
- Individuelle Beratung und Recherche mit Dokumentenlieferung

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen/DZI

www.dzi.de

DZI SoLit

gelingender zu gestalten, um aktuelle Probleme zu lösen (für die Soziale Arbeit dazu bereits *Kersting* 1991). Sie können zwar aus ihrer Perspektive oder im Rahmen psychosozialer oder rechtlicher Grenzen ihren Nutzerinnen und Nutzern verdeutlichen, dass etwas nicht geht, dass ein Verhalten (etwa bezüglich des Umgangs mit der eigenen Person oder hinsichtlich der Erziehung von Kindern oder der Pflege von Angehörigen) unpassend ist. Sie können dies auch auf der Basis medizinischer, psychologischer und pädagogischer Erkenntnisse begründen oder mit rechtlichen Normen, sprich: Gesetze aufzeigen. Wozu die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter aber nicht fähig sind, ist das Vorschreiben von alternativen, zu den jeweiligen Klientinnen und Klienten sowie ihren Kontexten passenden Verhaltensweisen. Um solche Verhaltensweisen zu finden, helfen in der Regel keine gut gemeinten Ratschläge, solche Verhaltensweisen müssen zumeist von den Adressatinnen und Adressaten hart erarbeitet werden.

Für dieses Erarbeiten alternativen Verhaltens schaffen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter durch das gezielte Nutzen von Verfahren, Methoden und Techniken eine „Ökologie der Transformation“. Durch die Art und Weise, wie sie mit ihren Klientinnen und Klienten umgehen, wie sie mit ihnen und über sie kommunizieren, kreieren sie bestenfalls eine soziale Umwelt, die solche Veränderungsprozesse wahrscheinlicher macht, die die Adressatinnen und Adressaten tatsächlich nachhaltig anregt, anders zu denken, zu fühlen und zu handeln. Dies gelingt besonders dann, wenn es die professionellen Fachkräfte erreichen, eine ganz bestimmte Art der Kommunikation mit ihren Adressatinnen und Adressaten zu etablieren, eine Kommunikation nämlich, die sich einerseits von der Alltagskommunikation unterscheidet, die aber andererseits anschlussfähig genug ist, um tragfähige Beziehungen mit den Klientinnen und Klienten herzustellen.

Tom Andersen (1990; dazu auch *Kleve* 2011b, S. 9 f.) differenziert diesbezüglich drei Kommunikationsformen, die besonders treffend zum Ausdruck bringen, in welcher Weise Fachkräfte mit ihren Nutzerinnen und Nutzern arbeiten können – erstens angemessen gewöhnlich, zweitens unangemessen ungewöhnlich und drittens angemessen ungewöhnlich. *Andersen* (1990, S. 34) schreibt, dass Menschen, „wenn [sie] dem Gewohnten ausgesetzt sind, [...] meistens dieselben [bleiben]“. Eine Kommunikation zu initiieren,

die auf die Adressatinnen und Adressaten angemessen und gewöhnlich wirkt, wäre demnach kaum veränderungsinduzierend. „Wenn sie aber etwas Un-Gewöhnlichem begegnen, könnte dieses Ungewöhnliche eine Veränderung auslösen. Wenn nun dieses Neue, auf das sie treffen, sehr (zu) ungewöhnlich ist, verschließen sie sich, um davon nicht inspiriert zu werden“ (*ebd.*, S. 34). Das Ungewöhnliche darf aus der Perspektive der Nutzerinnen und Nutzer als nicht zu unangemessen erscheinen. Deshalb sollten wir als Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter „anstreben, den Menschen etwas Ungewöhnliches, aber nicht zu Un-Gewöhnliches anzubieten“ (*ebd.*).

Die folgenden, knapp skizzierten Methoden sind daher zum einen Konzepte, denen die Haltung des Nichtwissens zugrunde liegt, und haben zum anderen das Potenzial, angemessen ungewöhnlich auf die Klientinnen und Klienten zu wirken.

Klassische Psychoanalyse | Beginnen wollen wir mit der klassischen Psychoanalyse von *Sigmund Freud*. Die Psychoanalyse ist Ausgangspunkt aller später entwickelten Therapie- und Beratungsverfahren. So ist *Freud* der Begründer der „Redekur“, wie eine der ersten Psychoanalysepatientinnen, nämlich *Anna O.*, die psychoanalytische Methodik genannt hat (*Gay* 1987, S. 80; auch *Breuer; Freud* 1895). Zentral bei dieser Redekur ist das Abstinenzprinzip, die therapeutische Enthaltsamkeit hinsichtlich von Versuchen direktiver Beeinflussung der Klientinnen und Klienten durch Ratschläge (*Freud* 1912, S. 384). Kern des Verfahrens ist vielmehr das frei assoziierte Reden der Nutzerinnen und Nutzer und das bedingungslose und akzeptierende Zuhören der Therapeutinnen und Therapeuten.

Eine der bedeutendsten Erkenntnisse aus der Psychoanalyse ist, dass über das freie Assoziieren der Patientinnen und Patienten Verdrängtes offenbar beziehungsweise ins Bewusstsein gerückt werden kann und sich dadurch Symptome auflösen können. Ein klassisches und sehr prägnantes Beispiel dafür ist eine Sequenz aus der Fallgeschichte von *Anna O.* Ein Symptom dieser von *Freuds* Kollegen *Josef Breuer* behandelten Patientin war im heißen Frühling des Jahres 1882 eine starke Abneigung, Wasser zu trinken, eine Hydrophobie: „Obwohl sie vor Durst verschmachtete, war sie außerstande zu trinken, bis sie eines Abends Breuer im hypnotischen Zustand

erzählte, daß sie gesehen hatte, wie ihre englische Gesellschafterin – die sie nicht mochte – ihren kleinen Hund aus einem Glas trinken ließ. Sobald ihr unterdrückter Ekel offen ausgesprochen war, verschwand die Hydrophobie“ (Gay 1987, S. 80).

Demnach geht es in der Psychoanalyse darum, einen kommunikativen Kontext zu schaffen, der es ermöglicht, dass die Klientinnen und Klienten „Verdrängtes“ artikulieren können, denn ein „Einblenden des Ausgeblendeten“ kann im Erfolgsfall von leidvollen Symptomen befreien. Breuer hatte dafür noch mit Hypnose gearbeitet. Freud entwickelte die Redekur auf der Couch.

Klientenorientierte Gesprächsführung | Carl Rogers kreierte Ende der 1950er-Jahre ebenfalls eine Art Redekur, die aber anders ansetzt als die Psychoanalyse. Hier sind die Beraterinnen und Berater zwar aktiver als Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker, aber dennoch radikal enthaltsam, mithin in einer nicht wissenden Haltung. Die klientenzentrierte Gesprächsführung hat sich als eine Basismethode jedweder Gesprächsführung in der Sozialen Arbeit inzwischen etabliert. Dennoch setzt die gekonnte Nutzung dieses Konzeptes viel Übung und Erfahrung voraus. Denn die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sind aufgefordert, drei Prinzipien im Umgang mit ihren Klientinnen und Klienten zu realisieren: Akzeptanz beziehungsweise Anerkennung, Empathie und Kongruenz.

Die tatsächliche Einnahme dieser Haltungen zeigt sich vor allem durch die passende Nutzung der Techniken des inhaltlichen Paraphrasierens und des Verbalisierens der Emotionen der Adressatinnen und Adressaten. Der gesamte Verlauf eines solchen Gesprächs ist davon getragen, dass die professionellen Fachkräfte zweierlei vermögen: Erstens sind sie in der Lage, kurz, knapp sowie für die Klientinnen und Klienten treffend das von diesen inhaltlich Gesagte pointiert zusammenzufassen, und zweitens nehmen sie die Gefühle ihrer Nutzerinnen und Nutzer wahr und artikulieren diese. Beide Techniken können auch als aktives Zuhören bezeichnet werden und führen bestenfalls zu etwas, das Rogers (1959, S. 26 f.) als Selbstaktualisierung bezeichnete. Demnach ist unseren psychosozialen Prozessen eine Tendenz eingeschrieben, die nahezu so wirkt wie die Selbstheilungskräfte in unserem Körper, die nämlich

dazu führen, dass Wunden in der Regel von selbst heilen, wenn die Umweltbedingungen diese Heilung nicht verhindern oder stören.

Schließlich können Redekuren, wenn sie durch bestimmte Haltungen und Techniken geprägt werden, wie etwa die Psychoanalyse oder klientenzentrierte Gesprächsführung, etwas anregen, das Michael Ende (1973, S. 14 f.) seiner Romanheldin *Momo* attestierte: Sie „konnte so zuhören, dass dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen [...], dass ratlose oder unentschlossene Leute auf einmal ganz genau wussten, was sie wollten. Oder dass Schüchterne sich plötzlich frei und mutig fühlten. Oder dass Unglückliche und Bedrückte zuversichtlich und froh wurden“.

Lösungsorientierte Gesprächsführung | Die Lösungsorientierte Gesprächsführung entwickelt von Steve de Shazer und Insoo Kim Berg (de Shazer; Dolan 2008), ist eine dritte hier zu skizzierende Redekur, die aktiv in die Struktur des Gesprächsverlaufs eingreift und durch die Art der Fragen die Fokussierung der sozialen Kommunikation und der psychischen Aufmerksamkeit zielgerichtet zu lenken versucht. Freilich geht auch dieses Lenken vom inhaltlichen Nichtwissen aus. Die Beraterinnen und Berater bleiben radikal abstinenz hinsichtlich inhaltlicher Hinweise, geben grundsätzlich keine Ratschläge. Allerdings werden gezielte Fragen gestellt, die das Gespräch vom Problem-, Defizit- und Vergangenheitsblick umleiten sollen zum Lösungs-, Ressourcen- und Zukunftsblick.

Die Grundthese dieser Beratungsform ist, dass die soziale und psychische Aufmerksamkeitsrichtung den Fluss der emotionalen Handlungsenergie bestimmt. So wird davon ausgegangen, dass das Sprechen über Probleme und Defizite genau diese Aspekte verstärkt. Es entsteht eine Art Problemtrance, denn „Problemtalking creates problems“ (de Shazer zitiert nach Schlippe; Schweizer 1996, S. 35). Während sich durch die Perspektivenveränderung eine Lösungstrance einstellen kann, denn „Solutionsalking creates solutions“ (ebd.).

Mit der lösungsorientierten Beratung wird unser abendländisches Kausalmodell grundsätzlich infrage gestellt, wonach die Lösung eines Problems dessen Analyse voraussetzt. Im Gegensatz dazu wird bei diesem Modell das sprichwörtliche Pferd von hinten aufgezäumt: Die Redekur beginnt visionär mit der

„Wunderfrage“, mit der die Klientinnen und Klienten eingeladen werden, sich vorzustellen, wie es für sie ist, wenn in der kommenden Nacht ein Wunder geschieht, so dass die Probleme oder Schwierigkeiten, die Anlass der Beratung sind, plötzlich gelöst werden. Aber da die Klientinnen und Klienten in der Nacht schlafen, merken sie erst am nächsten Morgen, dass das Wunder geschehen ist. Der gesamte weitere Gesprächsverlauf dreht sich dann um die Frage, was nach dem Wunder anders ist, für wen sich was wie verändert. Die ganze kommunikative und kognitive Energie wird auf diese Unterschiede gelenkt.

Eine zweite zentrale Technik ist die Frage nach Ausnahmen. Während in der klassischen Gesprächsführung zumeist eine defizitäre, problembelastete Vergangenheit fokussiert wird, lädt die Frage nach Ausnahmen die Klientinnen und Klienten ein, in vergangene Zeiten zu schauen, in denen Probleme gelöst, Schwierigkeiten bewältigt, Ziele erreicht wurden oder erwartete Konflikte nicht eintraten. Die Frage ist dann, wie die Adressatinnen und Adressaten genau diesen Erfolg erreicht haben, was sie selbst dazu beitrugen, diese positiven Effekte zu realisieren.

222

Wir könnten die lösungsorientierte Gesprächsführung auch als eine Methode verstehen, die sich dem salutogenetischen oder Resilienz-Paradigma verschrieben hat. Nach diesem Paradigma schauen wir nicht mehr in erster Linie auf die Genese von Problemen und Krankheiten, um davon ausgehend nach Lösungen und Heilungen zu fahnden (das wäre das pathogenetische Modell). Wir wechseln den Blick und betrachten das, was die Menschen gesund gehalten hat, wie sie Probleme gelöst und Schwierigkeiten gemeistert haben. Denn dadurch werden Ressourcen sichtbar, die sich bestenfalls auch für die Lösung gegenwärtiger Probleme aktivieren lassen.

Nichtwissen als professionelle Ressource |

Die Liste der Methoden, die mit der Haltung des Nichtwissens einhergehen, lässt sich freilich erweitern. An anderer Stelle habe ich neuere Konzepte wie den aus Neuseeland kommenden Verwandtschaftsrat (Früchtel u.a. 2007, S. 34 ff.) und die systemische Strukturaufstellung (Varga von Kibéd; Sparrer 2005) ebenfalls als Methoden präsentiert, die in radikaler Weise mit dem inhaltlichen Nichtwissen arbeiten (Kleve 2011a). Dass dieses Nichtwissen selbst als Ressource aufgefasst werden kann, machen insbe-

sondere *Matthias Varga von Kibéd* und *Insa Sparrer* (2005, S. 169 f.) deutlich, wenn sie es in eine Reihe stellen mit Hilflosigkeit und Verwirrung, die auch nur selten geliebt werden, aber ebenso wie das Nichtwissen in der professionellen Arbeit mit nicht trivialen Systemen äußerst hilfreich sind – vorausgesetzt, dass wir die Erfahrungen, die mit diesen drei kostbaren Ressourcen einhergehen, annehmen.

Das Nichtwissen ist schließlich deshalb als Resource zu deuten, weil es uns „beim Verzicht auf Interpretationen und Hypothesen [hilft]. Das Nichtwissen macht es uns leichter, die meist unerfüllbare Forderung des völligen Verstehens durch ‚nützliche Formen des Mißverständnisses‘ (de Shazer) zu ersetzen. Es entspricht dem systemischen Grundprinzip des ‚Anerkennen, was ist‘, denn die meisten Formen des inhaltlich abgegrenzten Wissens sind nur zweifelhafte oder partielle Formen der Gewißheit. Es erlaubt uns, den Zugang zur Wahrnehmung und vor allem zur Selbstwahrnehmung als nicht besitzhafte Form der Teilhabe an Wissen zu finden. Und es verzichtet darauf, den Inhalten des Gewußten fragwürdige Dauer zu verleihen, und dient so der Haltung, immer wieder neu und offen hinzuschauen, zu fragen und wahrzunehmen“ (Varga von Kibéd; Sparrer 2005, S. 169 f.).

Professor Dr. Heiko Kleve ist Soziologe, Dipl.-Sozialarbeiter und Dipl.-Sozialpädagoge. Er lehrt soziologische und sozialpsychologische Grundlagen sowie die Fachwissenschaft Soziale Arbeit an der Fachhochschule Potsdam und ist Systemischer Berater (DGSF), Supervisor (DGSv)/Systemischer Supervisor (SG), Case-Management-Ausbilder (DGCC) und Mediator (FH). E-Mail: kleve@fh-potsdam.de

Literatur

- Andersen**, Tom: Das Reflektierende Team. Dialoge und Dialoge über Dialoge. Dortmund 1990
- Bardmann**, Theodor-Maria; Kersting, Heinz-Jürgen; Vogel, Hans-Christoph: Das gepfefferte Ferkel. Lesebuch für SozialarbeiterInnen und andere KonstruktivistInnen. Aachen 1992. In: <http://www.ibs-network.de/Ferkel/Archiv/Ferkel-Lesebuch/ferkellesebuch-28.html> (Abruf am 21.2.2014)
- Breuer**, Josef; Freud, Sigmund: Studien über Hysterie. Frankfurt am Main 1895/1970
- de Shazer**, Steve; Dolan, Yvonne: Mehr als ein Wunder. Lösungsfokussierte Kurztherapie heute. Heidelberg 2008
- Ende**, Michael: Momo. Stuttgart und Wien 1973
- Foerster**, Heinz von: Sicht und Einsicht. Versuche einer operativen Erkenntnistheorie. Heidelberg 1999

VERANTWORTUNG GEGEN-ÜBER DEN BEFORSCHTEN | Das Spannungsfeld zwischen Ethik und Methodik in der Forschung Sozialer Arbeit

Claudia Steckelberg

- Freud**, Sigmund: Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. In: Freud, Sigmund: Gesammelte Werke. Band VIII. Frankfurt am Main 1912/1999, S. 375-387
- Früchtel**, Frank; Budde, Wolfgang; Cyprian, Gudrun: Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Fieldbook: Methoden und Techniken. Wiesbaden 2007
- Gay**, Peter: Freud. Eine Biographie für unsre Zeit. Frankfurt am Main 1987/1989
- Kersting**, Heinz J.: Intervention: Die Störung unbrauchbarer Wirklichkeiten. In: Bardmann, Theodor M.; Kersting, Heinz J.; Vogel, Hans-Christoph; Woltmann, Bernd: Irritation als Plan: Konstruktivistische Einredungen. Aachen 1991, S. 108-133 (http://www.ibs-networld.de/ferkel/Archiv/bardmann-t-kersting-h-vogel-h-c-woltmann-b-91-02_irritation.html#intervention, Abruf am 31.3.2014)
- Kleve**, Heiko: Ambivalenz, System und Erfolg. Provokationen postmoderner Sozialarbeit. Heidelberg 2007
- Kleve**, Heiko: Das Wunder des Nichtwissens. Vom Paradigma der professionellen Lösungsabstinenz in der Sozialen Arbeit. In: Kontext 42/2011a, S. 338-355
- Kleve**, Heiko: Aufgestellte Unterschiede. Systemische Aufstellung und Tetralemma in der Sozialen Arbeit. Heidelberg 2011b
- Luhmann**, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1984
- Lyotard**, Jean-François: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien 1979/1994
- Münch**, Richard: Dialektik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt am Main 1991
- Rogers**, Carl R.: Eine Theorie der Psychotherapie. München 1959
- Salomon**, Alice: Soziale Diagnose. In: Salomon, Alice: Frauenemanzipation und soziale Verantwortung. Ausgewählte Schriften. Band 3: 1919-1948. Herausgegeben von Adriane Feustel. Neuwied/Krifel 1926/2004, S. 255-314
- Schlippe**, Arist von; Schweizer, Jochen: Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen 1996, S. 35
- Stark**, Wolfgang: Empowerment. Neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis. Freiburg im Breisgau 1996
- Varga von Kibéd**, Matthias; Sparrer, Insa: Ganz im Gegen-teil. Tetralemmaarbeit und andere Grundformen Systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen. Heidelberg 2005
- Willke**, Helmut: Systemtheorie II. Interventionstheorie. Stuttgart und Jena 1994
- Willke**, Helmut: Systemtheorie III. Steuerungstheorie. Stuttgart und Jena 1995

Zusammenfassung | Die Verantwortung der Forschenden gegenüber den Beforschten in ihrer forschungsethischen und methodischen Dimension wird in diesem Artikel spezifisch für die Forschung mit Adressatinnen und Adressaten Sozialer Arbeit diskutiert. Forschungsethische Richtlinien und methodische Handlungsanweisungen haben sich als nicht zielführend erwiesen. Vielmehr wird anhand verschiedener relevanter Aspekte ausgeführt, dass und inwiefern eine professionelle reflexive Haltung die Grundlage für die Bewältigung forschungsethischer und methodischer Spannungen ist.

Abstract | This article deals with the ethical and methodological dimensions of researchers' responsibility towards those researched on, focusing on studies on social work clients. Ethical guidelines and methodical instructions have proven to be unhelpful. Referring to different relevant aspects it is shown that and how a reflective professional attitude is instead fundamental to surmounting ethical and methodical tensions.

Schlüsselwörter ► Forschung
► Soziale Arbeit ► Ethik ► Methode
► Zielgruppe ► Kommunikation

Einleitung | Forschung ist nicht nur dem Zuge-winn an wissenschaftlicher Erkenntnis verpflichtet, sondern darüber hinaus auch gefordert, forschungsethische Prinzipien zu formulieren und umzusetzen. Dazu gehört, dass Forschende in einem noch näher zu bestimmenden Maß Verantwortung gegenüber den Beforschten tragen. Der Begriff der Verantwortung umfasst hier die Verpflichtung der Forschenden, ihr Handeln gegenüber den Beforschten entlang normativer Ansprüche zu gestalten, zu begründen und zu rechtfertigen.